Wenn die Nacht mit zahnlosem Fischrachen nach dem Ferienheim schnappt, vergesse ich regelmäßig meine guten Vorsätze und gefährde den von Lehrern und Aufsehern angestrebten Heilungsprozeß. Ich habe den kleinen Tisch an das Fenster gerückt und beschreibe im Licht der schaukelnden Hoflampen und kreisenden Suchscheinwerfer meine umgedrehten Schulhefte. Meine Schrift ist nervös und ungleichmäßig, so daß ich die Briefe an den Onkel oft zwei- dreimal abschreiben muß. Hinter mir in den Betten schlafen die anderen.

Das Meer erscheint in der schwarz eingekochten Saucenpfütze am Tellerrand. Auch hier wird ihm verwehrt, an Land zu gehen. Es schwappt über die zerklüfteten Kartoffelbreiklippen und taucht sie in den ausgehämmerten Schwarzblechton der Schieferfelsen und des Ofens in der Küche. Auf dem schmalen Steg setzen die beiden Esel vorsichtig einen Huf vor den anderen. Sie tragen auf den Schultern Erbsen und Möhren.

Ich krieche auf den Knien aus dem Strohgrasbau und rolle nach vorn den Hügel hinab bis zum Zaun. Dort bleibe ich liegen. Das Licht windet sich um die Tränke, darauf eine dünne Eishaut: Zellophanpapier, das die Mutter noch schnell während des Frühstücks um die neuen Schulbücher schlägt; ausgewalzte Obladenmasse auf dem mehlbestreuten Küchentisch, die sich an den Rändern leicht verknöchert nach oben wellt. Ich robbe zur Tränke, ziehe meine Schuhe aus, die Strümpfe, tauche den rechten Fuß kurz in das Wasser. Die Eisplatte versucht, sich um sich selbst zu drehen, taucht als brettharte Tierbalg, den wir mit Steinen bewarfen, als er auf dem Fluß vorübertrieb, flachgestreckt nach unten weg. Dann schmiegt sich der Wasserschorf, in der halben Wendung sinkend angehalten, pelzig gegen meine kahle Wade. Ich ziehe den Fuß wieder heraus, reibe ihn mit dem Wollschal trocken, bleibe mit dem Gesicht dicht über dem Wasser stehen, um zu hören, ob es taut oder erneut am Abend zu einer Fläche zusammenfriert. Es ist die Arbeit des Wassers zu gefrieren. Von fern die schlagende Küchentür zum Hof. Das Eis entsteht in dünnen Wellen am

tiefsten Punkt des Wassers. Es treibt die Kälte in schnellen Stößen aus sich nach oben, so wie die Mutter am Sonntag nach dem Mittagessen aus der Milch die Sahne schlägt. Die Kältewellen prallen an die Luftgrenze, zerschmelzen an ihr bei Wärme, stauen sich vor ihr bei Frost und bilden Schicht für Schicht den grauen Grind.

Im bläulichen Qualm der gespritzten Morphine, der aus den Poren um den Kranken sinkt, erkennt er die Bilder der Kindheit, die ihm das halbtaube Hirn als ein Lachen und Weinen und Streicheln von Fell und Riechen von Wachstuch erklärt. Mit einem Mal trennen sich die Bilder in der Mitte auf. Den Kranken packt die Todesangst. Die Schatten sollen wieder hin zu ihren Dingen, seine Hände sollen einfach greifen und er nicht vorher überlegen wohin und wie. Vielleicht kehrt er zurück zum Bewußtsein der waffenlosen Unterlegenheit und hofft auf eine Müdigkeit, die dieses Bewußtsein im Traum erschlägt. Es ist der Mensch, denkt er, nun einmal Mensch allein an seinen Dingen, und dadurch, daß er sie herumrückt in der Welt, gleichgültig ob er sie nun tötet oder pflegt.

Das Kind sieht die Wolken in der Zufahrtsstraße von Pfütze zu Pfütze springen. Sie fallen in Nähgarnknäulen diagonal aus dem Himmel nach unten und stoßen sich mit Schwung aus dem Wasser der Schlaglöcher ab. Das Kind kreuzt sie mit seinem Roller und läßt sie unter seinen Pullover und durch seine Haare fahren. Die Essensgerüche dringen wie Duftmarken aus den Wohnungsfenstern. Am Horizont schreitet der Vater als Silhouette die Fenster der Besucherkantine ab. Von hier sieht es aus wie ein Schattenspiel. Das Licht des Diaprojektors brennt auf den verschlungenen Fingern. Alle Spiele der Kindheit beginnen mit 'Dreh dich nicht um!'. Der Vater hat nur wenig Zeit bis zur Stadtratssitzung, möchte seine Gäste aber wenigstens willkommen heißen und ihnen den kleinen Pavillion zeigen, in dem sie sich von den Strapazen der Anreise erholen können.

Unendlich scheint der Mittag, undenkbar ein Tag oder noch mehr. Die Sonne zisiliert sich in winzigen Mikroben über den flachen Städtehimmel, und die öligen Schatten der Autos verschieben sich ruckend wie Bleigestrüpp zum Straßenende hin. Der klickende Sekundenzeiger einer Wanduhr ist von einem Kind erdacht; nicht anders vergeht ihm die Zeit. Da es die Uhr nicht lesen kann, hört es immer nur eins, zwei, eins, zwei, ein Marionettenschritt auf der Stelle. Und demgemäß auch die Spiele: Ochs am Berge, eins, zwei, drei, wenn das Kind sich umdreht, scheint sich nichts bewegt zu haben. Immer wieder schaut es aus dem Fenster zur Bushaltestelle, die Menschen stehen unbeweglich da, und dann sind sie auf einmal weg.

Der Ochs am Berg ist das Symbol des Tiers im Menschen, des Tiers, das er später in Bronze gießen und aus Marmor hauen wird, um ihm die vertriebene Ruhe wieder zurückzugeben. Plötzlich einem Wesen gegenüberstehen, das man nicht kennt und keinem anderen Wesen ähnelt, so daß man sich eines Namens bedienen könnte. In diesem Moment sieht der Mensch sich durch die Augen des Tiers, und weiß, daß das Tier ihn nicht so sieht, nicht nach Begriffen und Namen wahrnimmt, sondern allein nach Größe, und ob es vor dieser Größe ausweichen oder sie überwinden soll.

Mein nasser Schal liegt als klammes Schweißtuch um meinen Hals, eine Schlange, die sich verstellt. Über die Weinberge hinter dem Hügel zieht die Kommission auf ihrem Verdauungsspaziergang. Ein Kalb fällt mit durchgedrückten Knien aus den Brombeerbüschen vor die Tränke. Wie ein Igel seine eigenen Stacheln, spüre ich die Eiskratzer an meinem Arm. Ich bin versucht, die Brücke aufzusuchen, bevor es Abend wird und Nacht und sie mir selbst zum Heim zu machen, mit meinem Ranzen, den Büchern und Heften, die sich auffalten im beständigen Schwanken; vielleicht daß es mich ablenkt vom Tagwerk, der Wiederholung und der Zeit.

In beständiger Flucht vermessen Tiere die Erde, zu Land zu Wasser und in der Luft. Mit seinem Speer fest an den Grund gebunden, entstehen dem Menschen Götter, um bloßzulegen, was der gefrorene Boden birgt, das endlose Meer versteckt und der durchnebelte Himmel entführt. Einmal die Welt umrundet und überwunden, sollen die Götter sagen, was sich im eigenen Schädel findet und zwischen den Sehnen und in den Öffnungen des Gesichts. Warum glauben wir, Dinge hin- und herzuschieben bestimme deren Sinn und unseren? Warum erscheint uns eine Kurve wie ein Befehl, ihr zu folgen, ein Berg wie die Aufforderung, darüberhinwegzugehen? Warum gibt uns der Schmerz erst Ruhe? Und warum erscheinen Götter, um dann doch nur wieder zu entschwinden? Warum können sie uns verlassen und nicht wir sie? Warum schauen wir immer weiter nach oben, auch wenn wir glauben, daß sich die Gründe verändern, wir nur wissen wollen, ob es morgen regnet oder nicht? Wir können nicht einmal die Dinge verlassen. Vielleicht ist das das Göttliche an ihnen, das Menschliche an uns. Und die anderen dinglosen Wesen, die wir nicht umsonst für Götter halten, um sie, wie alle unsere Götter, zuerst zu verehren und dann zu töten, weshalb brauchen sie, die Tiere, nichts, und bezwingen die Welt und verweigern im Tod sich uns noch, so daß in Wut wir sie zerschneiden und zerhauen und nicht ruhen, bis sie durch uns hindurchgegangen sind? Vielleicht ringen wir ihnen in der Qual einen Blick ab, der uns jedoch nur trifft, wenn er nicht an ein Tier, sondern an uns selbst erinnert. Wenn wir uns der Tat nicht mehr entsinnen, der Strafe nicht entrinnen können, sollte uns nicht wenigstens das Recht zustehen auf das Urteil, der Verkündigung des Urteils?

Sobald es zählen kann, zählt das Kind. Es zählt nicht etwas, sondern zählt, wie der Kranke im Schmerz einfach nur Zahlen aneinanderreiht. Das Kind versucht sich ein Ziel zu stecken, es weiß noch nicht, wie weit es zählen kann, und versucht den Bereich der Zahlen bis zu einer Unterbrechung abzustecken. Die Unterbrechung gibt ihm das Ziel vor. Es hofft das nächste Mal über den erreichten Punkt hinwegzugelangen, vielleicht, daß sich auch

sonst etwas erfüllen möge. Die Enten aber zu zählen im Teich, fiele ihm nicht ein. Sie sind ohnehin da und bedürfen der Zahlen nicht. Daß die Dinge der Zahlen bedürfen, ist eine der mühsamen Lektionen der Schuljahre und der Unterscheidung von Passiv und Aktiv vergleichbar.

Das Zebra steht mit weggedrehtem Kopf im Gehege. Neben ihm ein abgenagter und entrindeter Baumstamm. Von den einsamen Runden im Kreis taub geworden für alles Äußere, zwingt es seiner Umgebung die Zeichnung seines Fells auf. Selbst die Pfützen verlaufen in streifigen Furchen. Gezwungen nur es selbst zu sein, verwandelt das Zebra das, was es umgibt, ihn sein Abbild und verendet mit ihm zusammen.

Der trockene Mund des Kranken ruft in ihm ein Gefühl der Erinnerung hervor. Er erinnert sich an den trockenen Mund seiner Kindheit, als er nur trank, wenn man ihm etwas zu trinken hinstellte. Er erinnert sich an die Nächte, in denen er aus dem Zimmer trat und den Gang entlang zum Fenster ging und auf den halbleeren Parkplatz sah, wo das Licht zwischen den drei eng beieinanderstehenden Birken um den schmalen Trampelpfad auf dem Wiesenstück neben der Straße fiel. Und obwohl er hätte trinken können, trank er nicht, sondern stand und schaute hinunter, bis sie wieder nach ihm rief. Der Kranke erinnert sich an den steilen Weg eine gepflasterte Straße hinauf und an den Spätesommerabend vor einem Bahnhof, wo er lange wartete und sich schließlich auf die Sandsteinstufen setzte, das Geräusch der letzten ein- und ausrangierenden Lokomotiven verhallt auf einem Abstellgleis hinter ihm. Es hat ihn dieses Gefühl des trockenen Mundes begleitet und ist ihm geblieben.

Am Ende, dann wenn man die Geräte nah an das Bett des Kranken rückt, damit der grünliche Schein ihn wärmt, oder wenn es in der ganzen Wohnung gleichermaßen still geworden ist, so als habe niemand mehr eine Arbeit zu verrichten, möchte der Kranke etwas Seltsames. Er verlangt nach einem Zettel und mit einer unbeschreiblichen Mühe schreibt er mit dem

Bleistift, um den man seine Hand geschlossen hat, etwas darauf, ein unleserliches Gekrakel, einer Zeichnung eher verwandt als einem Wort oder einem Satz, vielleicht eine Wegstrecke oder ein Lageplan. Er flüstert mit letzter Kraft etwas, das er sich aufgespart zu haben scheint oder das vielleicht so lange brauchte, um ihm einzufallen, in ein Ohr, doch es ist nicht mehr zu verstehen. Auch wenn der Kranke es meint, es geht nicht darum, es zu sagen, es reicht, es selbst zu wissen und nicht für sich behalten zu wollen. Man möchte etwas Seltsames und wollte es schon die ganze Zeit, schon in der ersten Nacht als man den trockenen Mund spürte und noch nicht wußte, daß das Trinken Abhilfe schafft, schon in den Nächten als man das Zimmer verließ und nackt und wie nebenbei auf den Flur und zum Fenster ging. Wie soll ich es beschreiben? Wenn ich es ausspreche, so wird es nicht länger seltsam wirken oder sein, im Gegenteil, es würde verständlich und natürlich, doch das ist es nicht. Vielleicht warten wir mit Absicht so lange damit, bis man es nicht mehr lesen oder verstehen kann, eben weil wir ahnen, daß man es nicht lesen oder verstehen kann, selbst wenn es deutlich geschrieben oder ausgesprochen wäre. Es ist etwas Seltsames, und weil es das ist, geht es schnell vorüber und bedient sich einer diffusen Erinnerung von einem Bahnhofsvorplatz oder einer gepflasterten Straße.

Die Dramen der Kindheit, die wir aussprechen, verflüchtigen sich, sie lösen sich auf in eine Realität der Vernunft, in die wir uns ohnehin immer wachrütteln. Sind die Dramen der Kindheit deshalb verschwunden, nur weil wir den Fehler begingen, sie benannt zu haben? Der Kranke weiß, was er als Kind nicht wußte, er weiß daß das Seltsame keinen Namen hat und sich nicht beschreiben läßt. Der Kranke läßt aus diesem Grund den Priester kommen, denn er versteht Gott mit einem Mal als Symbol dieses Seltsamen. Der Priester sagt ihm, Gott sei die Liebe, die Auferstehung und das Leben, und wenn der Kranke in diesen Momenten lächelt, dann nicht aus beseligtem Glück, sondern aus einem Verständnis ganz anderer Art: er weiß, daß Gott das alles gerade nicht ist.

Der Hubschrauber rast mit der Kommission durch ein Regenfeld. Die Tropfen klatschen auf die gewölbte Glashaube. Die Giraffe schließt die Augen. Der Elefant streckt seinen Rüssel in gerader Linie nach oben. Neben den aufgeschichteten Eselknochen im Hof der Abdeckerei, bohren die Regenschnüre kleine konzentrische Kreise in das Mark der Lehmpfützen. Die beiden Gesellen stehen mit dem Lehrling unter dem Vordach und machen Zigarettenpause. Die Feuchtigkeit zieht in den Betonbelag der Rampe. Sie schauen zu ihren Autos, die am Ende des Hofs nebeneinader geparkt stehen. Es ist die Stimmung eines kleinen Vorstadtbahnhofs. In den fahrbaren Gepäckgestellen liegen aufgeschichtete Tierkadaver.

Das Kind steht am Fenster und schaut auf den verregneten Hof. Die Plastikwäscheklammern an der Leine glitzern wie Drops, die man vor dem Essen aus dem Mund hat nehmen müssen, auf dem Waschbeckenrand. Ihre Drahtaugen haben etwas lauerndes; am zufriedensten diejenige, der man einen alten Waschlappen gelassen hat. Wenn eine Windböe in den Hof einfällt, schaukeln sie wie an einer Muskelfaser festgebissene Rattenschädel hin und her. Das Kind spürt den Geschmack von Kaugummi, wenn er nach dem Regen aus dem feuchten Automatenschlitz fällt. Regen schmeckt wie sonst kein Wasser, vielleicht weil es fällt und nicht fließt.

Der Kranke glaubt, es sei die Mischung von Dingen, die ihn krank gemacht habe und versucht, aus dem Schmerz die eine Ursache für seinen Zustand herauszuspüren. Je eingehender und deutlicher er jedoch die verschiedenen Zeiten seines Lebens untersucht, je aufmerksamer und genauer er sich zwischen dem bewußtlosen Schlaf und den Krämpfen in die Einzelheiten seiner Existenz vertieft, desto unstillbarer und schmerzlicher wird seine Sehnsucht nach Unachtsamkeit. Der Kranke sehnt sich nach dem, was er als Ursache seines Zustandes zu erkennen glaubt. Er sehnt sich nicht nach etwas anderem, sondern nach dem Gleichen. Selbst jetzt sagt er sich noch, daß er bereit sei 'in Kauf zu nehmen', ohne genau zu wissen, was

dieser Satz bedeutet; es ist eine alte Rechtsformel, die man uns in die Wiege legt, mehr nicht. Noch einmal achtlos Natur betreten, in ihr herumgehen als gäbe es sie nicht, das eigene Leben lachend herunterleben, komme was da wolle. Und am Ende sollte es ihm einfach den Atem verschlagen: der Tod als ein letzter Budenzauber, wo alles schwankt und sich dreht und die Farben wie Raketen aus den Dingen und Körpern zischen und sich über die graue Erdbeerbowle und sein immer noch erhobenes Glas ergießen. Wenn er jetzt etwas gegen ein Glas klopfen hört, dann ist es nicht der Dessertlöffel in der eigenen Hand, mit dem er einen Toast ankündigt, sondern die Cocktailgiraffe, die von einem vorbeifahrenden Lastwagen zum Zittern gebracht wird. Mit feucht zusammengedrückten Blumensträußchen in den Händen marschieren Kinder auf und haspeln ihre Glückwünsche herunter. Er fährt ihnen über den Kopf und drückt ihnen einen Groschen in die von den Blumenstielen linierten Fäuste. Dann gibt er der Musik ein Zeichen und eröffnet das Parkett mit einem ersten Tanz. Er hält die rechte fest um die Tallie der jungen Frau, die linke, zusammen mit ihrer Hand, höher als sonst, so als wolle er winken. Das Licht fällt durch die braunen Vorhänge des Gemeindesaals in die Zigarrenschwaden.

Der Regenhimmel sank wie die durchgedrückte Matratze eines Etagenbetts noch tiefer über die abgefeilten Dächer, bis er wasserbeladen und in der Mitte durchhängend über den zwei Kirchturmspitzen am Ortseingang zu stehen kam. Die Kinder waren in den Häusern verschwunden. Sie saßen auf den Steinstufen der Flure und ließen die Tropfen, die sich an den Abtrittroste abstießen, durch die offene Haustür hineinspritzen. Die Giraffe wirkt seltsam nur im Vergleich mit unseren Häusern und Wohnungen. Ein Tier, das in kein Zimmer paßt, durch kein Treppenhaus gelangt, das immer nur außen bleiben kann, und so durch die Straßen irrt, trotz seiner Größe unbeholfen. Eine Schlange, die durch das Kellerfenster nach innen rutscht, scheint gefährlicher als ein Tier, dem wir uns entziehen können.

Der Schmecken von Sand im Mund, das Riechen von Lehm unter den Nägeln, das Spüren von Dornen in den Fersen und Kratzern von Eis an den Armen, das Sehen von einem Silberschein um die Tränke, das Hören von einem Blöcken des Kalbs in den Sträuchern. Das Kind steckt die Hand am Zaun in ein Erdloch und fühlt nach einem Regenwurm. Er kommt und legt sich wie die Schnur, die es beim Mittagessen noch fest in der Faust hielt, zwischen seine Finger. Das Kind schließt die Augen. Der Regenwurm denkt mit jedem seiner Glieder. Nur so erträgt er es, von einem Spaten zerhackt, von einem Wasserschwall an das gelbe Licht gespült und von einem Haken durchbohrt zu werden. Das Kind zieht den Regenwurm aus dem Loch und steckt ihn zusammen mit einem feuchten Blatt in seine Streichholzschachtel.

In einem kleinen Käfig sitzt ein braungefiedeter Madenhacker auf einem mit Sackleinwand überzogenen Eimer, der ihm das Nashorn ersetzen soll.

Die Stühle an den Tisch rücken. Die Laken falten. Die Kissen ausschütteln. Die letzte Butter mit dem Messer aus dem Pergament kratzen. Die Küchentür schwingt lautlos in den Angeln. Der ungepflasterte Hof mit den festgefrorenen Lehmspuren erscheint wie ein flaches Bild, eine Häufung von Mustern und Balken, im Hintergrund der Zaun, der Hügel, die Tränke und die Strohhütte. Die Kinder lassen die Schnüre fallen, nehmen die Katze von der Schwelle hoch und streichen ihr die Nackenhaare hoch. Das Tier versteht sofort, windet sich frei, springt auf den Boden und erreicht die Mauer mit einem Satz. Dort spaziert es hin und her, als wolle es sich seiner freien Beweglichkeit versichern. Jedes Geschöpf sucht, wenn nicht den Tod, wenn nicht die Erinnerung, die Brücke zwischen schwarzem Schieferfelsen.

Das Kind sammelt die Scherben vom Bürgersteig. Es hockt sich hin und legt sie mit der Wölbung nach oben nebeneinander. Ein paar Regentropfen fallen hinein. Es betrachtet seinen leicht angeschwollenen Daumen in dem

Flaschenhalsring. Die schwerfällige Fischschnauze klopft gegen das Glas. Mit dem Fingernagelauge schaut er starr die Straße hinunter. In der Ferne rollt ein Bus vorbei.

Ich gehe die geflaggte Birkenallee entlang, die an dem Fabrikgelände vorbei aus der Stadt führt. Aus den augestanzten Fensterlöchern winken rotbemützte Kasperlefiguren. Eine Seifenkiste dreht ihre Runden um die alte Eiche. In der Luft schwebt ein Schuhkarton mit durchgebohrten Löchern an den Seiten, aus dem sich Gesichter nach unten strecken. Eine Schnur mit Wimpeln zieht er hinter sich her.

Die Ärzte malen Kreidekringel auf den weißen Leib. Sie fahren ihn mit Magneten und Sensoren ab, um aufzuspüren, was in seinem Wasser lebt. Der Tod kommt nicht mit kleinen Federbüscheln auf dem Kopf, maskiert nach dem Glauben des Sterbenden, er erscheint weder als Frau in einen gesichtslosen Umhang gehüllt, noch als Bauer, der nicht von seiner Sichel lassen kann, er ist einfach ein Nichts, das, was zwischen den Knochen des Skeletts hindurchscheint, ein grünbeleuchtetes Nulldiagramm und ein langgestreckter Ton. Die Betten werden hin- und hergeschoben, die Fieberkurven anfänglich mit blauem, später mit rotem Buntstift nachgezogen.

Das entzündete Nagelbett des Vorgartens eitert an den Rändern in gelbe Osterglocken aus. Davor die geschuppte Haut der Straße mit ihren aufgeplatzten Teerbläschen. Dahinter die geröteten, nässenden und krustösen Läsionen der Plattenbauten, über die allabendlich die rezidivierende Entzündung des Himmelknorpels zieht. Die Fenster der Reihenhäuser starren mit geschwollenen Lidern in den Abend. Das gelbe Küchenlicht tritt als granulöses Sekret zwischen dem Holzkreuz und den Vorhängen nach außen. Die Gefäßschlingen des Farns überwuchern die Hinterhofhornhaut.

Woher kommen wir? Aus der Null, sage ich. Aus dem Spiegel, sagen andere, aus dem Kohlkopf, dem Storchenschnabel, dem jungfräulichen Leib der Mutter, ich bleibe bei der Null. Darwin, Affe, alles Unsinn, das missing link ist die Null, unser hochheiliger, weil unberührter Atavismus, unsere als Menschen einzige Erfindung, bedeutender als das Rad, auf ihr fußt unser Wirtschaftssystem und unser Denken überhaupt, es klopft in unserem Hirnen Null, es pocht in unseren Herzen Null, es schreit die Null aus uns heraus, wir kommen aus dem Loch der Null, und kehren in das Loch der Null zurück, um wieder Nichts zu werden, ohne Qualitätsverlust, digitalisiert.

Die Dinge lassen sich betrachten, die Tiere lassen sich schlachten, die Wälder fällen, die Verrückten behandeln. Erkenntnis müht sich am Fremden ab, um das Eigene zu verstehen. Erfahrung des Eigenen jedoch führt zur Verschwiegenheit. Zum Solipsismus. Wohin denn sosnt? Wohin soll ich mich wenden, wenn ich von mir weiß, wenn nicht zu mir? Aber all das, was Erfahrung über sich besitzt, provoziert, es fordert heraus: das Ding, das Tier, die Natur.

Jeder Einfall ist dem Zufall so nah.

Der Widerspruch liegt darin, daß ich nicht klüger sein kann als ich bin, und doch um alles in der Welt klüger sein möchte.

Die Haut der Feige ähnelt der Haut des Elefanten. Die Beine um den Kopf geschlungen verwandelt sich der Elefant in einen kleinen Klumpen, den man zum Essen auseinanderfalten muß. Zerschneidet man die Feige schaut man in die Innereien einer Schlange, in ein Zellgewebe mit Zellkernen und einer einzigen aderlosen Schicht. Die ganze Feige ist nur die Haut des Elefanten, der Elefant hat sich im Schnitt verflüchtigt.

Weil ihnen der Stein nicht zusammen mit dem Stiel hinausgezogen wurde, haben die meisten mit dem eisernen Entkerner behandelten oder von der

Mutter schnell vor dem Belegen aus dem Einmachglas genommenen und zwischen den Daumen aufgebrochenen Kirschen auf dem Tortenboden zwei Wunden, die mit dunkel vernarbten Rändern in der Gußlymphe liegen. Drückt man den Kern mit dem Stiel zusammen hinaus, bekommt die Kirsche einen Mund, der wie ein flügelloser Vogel dem nachfaßt, was ihm entzogen wird. Mit den beiden Wunden verliert er sein Gesicht und bleibt zerfallen.

Das Radieschen mit dem langen Schwanz einer Kaulquappe oder eines Samenfadens. Die Schlotten mit ihren grünen Medusen- oder Quallenbeinen.